



Jean-Claude Arnault Der Skandal-Impresario kommt vor Gericht. Von Martin Ebel

Nobelkomitee missbraucht

Kann ein einzelner Mann eine ehrwürdige Institution, die seit mehreren Hundert Jahren ihre Arbeit tut, zerstören? Jean-Claude Arnault hat es geschafft. Natürlich ungewollt. Denn von der Schwedischen Akademie, die alljährlich den Literaturnobelpreis vergibt, hat der französische Fotograf und Impresario jahrelang kräftig profitiert. Seine Ehefrau, die Lyrikerin Katharina Frostenson, war eines ihrer 18 Mitglieder. Sie war gleichzeitig Teilhaberin des Forum, eines privaten Kulturclubs, den Arnault 1989 gegründet hatte. Das Forum veranstaltete Kammermusikonzerte und Literaturlesungen, es brachte Leute zusammen; wer in Schwedens Kulturszene etwas werden wollte, für den war das Forum ein wichtiger Ort. Eine Schleuse. Und der Schleusenwärter hiess Jean-Claude Arnault.

Der 71-jährige nutzte seine eheliche Verbindung zur Schwedischen Akademie auf zweierlei Art - oder vielmehr Unart. Das Gremium, das neben dem Literaturnobelpreis auch Fördergelder in mehrfacher Millionenhöhe vergibt, bedachte auch das Forum, regelmässig und grosszügig. Katarina Frostenson finanzierte also mit öffentlichen Geldern den Club ihres Mannes.

Arnault wiederum missbrauchte seine Position, um Frauen zu bedrängen, zu nötigen, sexuell zu belästigen - und Schlimmeres: Die Staatsanwaltschaft Stockholm hat ihn jetzt der Vergewaltigung in zwei Fällen angeklagt. Die Beweislage sei solide, sagte die Staatsanwältin Christina Voigt. Zweimal, im Jahr 2011, soll Arnault dieselbe Frau vergewaltigt haben. Er bestreitet die Vorwürfe.

So hat er es immer gehalten, schon als im November vergangenen Jahres 18 Frauen in einer Zeitung schwere Vorwürfe gegen ihn erhoben und damit die Krise der Akademie ausgelöst hatten. Denn es gibt, wie fast immer in #MeToo-Fällen, Täter und Opfer, aber daneben ein Milieu, das von den Taten weiss, sie duldet und verschweigt - oder gar dreist leugnet: So hat Horace Engdahl, lange ein starker Mann in der Akademie, seinen Freund Arnault hartnäckig verteidigt und gepriesen: ausgerechnet wegen seines Lebensstils!

Als hätten die Missbrauchsvorwürfe nicht gereicht: Eine von der Ständigen Sekretärin Sara Danius beauftragte Anwaltskanzlei brachte auch noch juristische Verfehlungen des Forum ans Licht, ausserdem soll Arnault in sieben Fällen den Nobelpreisträger vorzeitig verraten haben. In der Akademie brach offener Krieg zwischen Aufklärern und Arnault-Freunden aus, nach diversen Austritten ist sie nicht mehr beschlussfähig, der Nobelpreis ausgesetzt. Wie es mit der wichtigsten Auszeichnung der Literaturwelt weitergeht, ist unklar. Ebenso, wie man die völlig diskreditierte Akademie neu aufstellen kann.

Klar dagegen ist: Arnaults Ruf ist ruiniert, das Forum geschlossen, und sein Gründer wird demnächst vor dem Richter stehen.

Reformierte Ums Präsidium der Schweizer Reformierten kämpfen zwei valable Kandidaten: ein Mann, eine Frau. Von Michael Meier

Die Zeit ist reif für eine Spitzenfrau

Am 17. Juni kommt es zur Kampfwahl ums nationale Spitzenamt der Reformierten. Das ist gut so, weil es die Kirche belebt und ihr die Möglichkeit gibt, zwischen zwei valablen Kandidaten zu wählen: dem bisherigen Ratspräsidenten des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds, dem Berner Pfarrer Gottfried Locher, und der Zürcher Pfarrerin Rita Famos.

Die Gegenkandidatin ist keine Alibifrau: Sie hat breite Erfahrung in der Seelsorge, in Personalführung und in der Exekutive. Ihre Theologie gilt als konventionell und solide. Die Kandidatur kam aber zu kurzfristig, um ihre Ziele als Kirchenbunds-Präsidentin bekannt zu machen.

Doch war die Zeit noch nie so reif, eine Frau in ein kirchliches Spitzenamt zu wählen. Man nennt das Kairos, den günstigen Zeitpunkt. Die reformierte Kirche, die schon vor hundert Jahren die Frauenordination eingeführt hat, verdient endlich auch eine Frau als Leaderin. Das ist noch immer alles andere als selbstverständlich. Erst seit kurzem gibt es in den anglikanischen Kirchen Bischöfinnen, in den evangelischen Kirchen Deutschlands und Skandinaviens schon etwas länger. Die berühmteste, Margot Kässmann, leitete kurze Zeit die Evangelische Kirche Deutschlands, ehe eine Alkoholfahrt sie das Amt kostete.

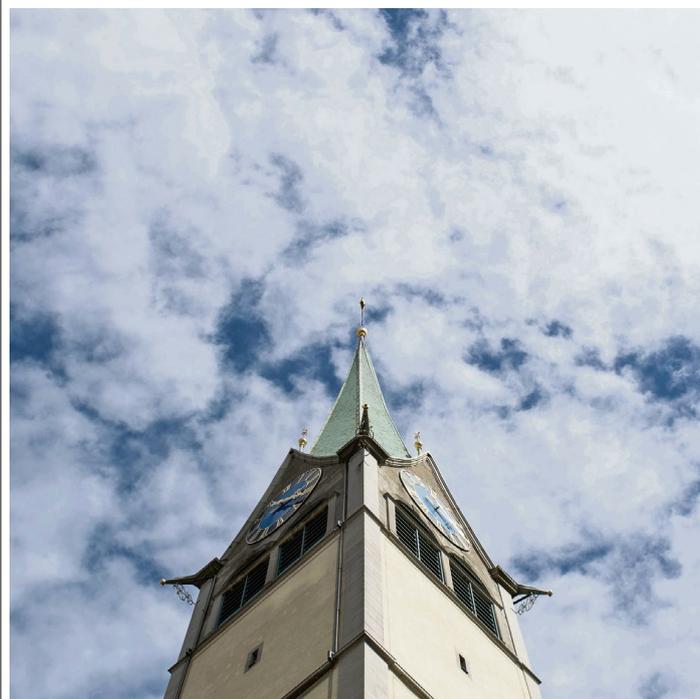
Die Männerherrschaft der Religionen

Famos hätte das Zeug, länger einer nationalen Kirche vorzustehen. Damit würde sie den katholischen und orthodoxen Schwesterkirchen und natürlich der muslimischen Gemeinschaft zeigen, dass geistliche Führung nicht gottgegeben männlich ist. Ein kaum zu überschätzendes Zeichen: Es stellt die Männerherrschaft der monotheistischen Religionen infrage.

«Die Volkskirche wird kleiner, älter und ärmer.»



Michael Meier
Religionsexperte



Die reformierte Kirche muss sich ein unverwechselbares Profil geben. Foto: Keystone

Es ist aber falsch, mit der «guten Frau» den «bösen Mann» auszuspielen, wie es einige Feministinnen tun. Gottfried Locher darf man nicht abschreiben. Dass er jetzt auf jahrealte Aussagen zu «befriedigten Männern» und zur «Feminisierung der Kirche» behaftet wird, riecht stark nach Kampagne.

Locher hat sich inzwischen für die «unglücklichen Aussagen» entschuldigt. Doch der eigenständig denkende Pfarrer hat auch sonst nicht immer das gesagt, was der politisch korrekte Mainstream von ihm erwartet. Er hat sich für ein Burkaverbot ausgesprochen oder für eine bischöflich verfasste Kirche. Dass ihm «Die Zeit» seinen - in hiesigen kirchlichen Exekutiven durchaus üblichen - Lohn samt Spesen vorhält, ist unbedarft.

Eine akademisch-reflektierte Person

Gewiss: Der Berner Theologe ist eine elegante Erscheinung, wohnt repräsentativ und kommt aus gutem Hause. Locher ist kein Pfarrer Sieber. Ein solcher würde auch nicht in das repräsentative Amt des Ratspräsidenten passen. Dort wäre die ständige Berufung auf Gottes Nähe und Zuspruch nach evangelikaler Manier fehl am Platz. Dort braucht es eine akademisch-reflektierte Person, die wie Locher intelligent argumentieren und auch Kritik und Desinteresse aus dem säkularen Umfeld abfangen kann.

Beide Kandidaten müssten den Glauben in schwieriger Zeit plausibel machen: Die Volkskirche von einst wird kleiner, ärmer und älter. Als Minderheitenkirche muss sie sich ein unverwechselbares Profil geben, ohne sich von den Strukturformen Geist und Inhalte schmälern zu lassen. Darum will der Kirchenbund vom Dachverband selber zur Kirche werden.

Wer ist diesem Strukturwandel besser gewachsen: Locher oder Famos? Am Sonntag entscheidet die 70-köpfige Abgeordnetenversammlung. Eine Richtungswahl aber ist es nicht: Beide Kandidaten sind bürgerlich (Famos' Mann sitzt für die FDP im Ustermer Stadtrat), gebildet, erfahren auch im Pfarramt.

Famos nennt sich eine emanzipierte, moderne Frau, ist aber keine Vertreterin des links-feministischen Lagers. Eine solche hätte als Ratspräsidentin auch keine Chance. Betont Locher mehr das Bischöfliche an seinem Amt, gibt sich Famos stärker als Teamplayerin. Trotzdem ist auch sie mit dem Machtinstinkt ausgestattet, den es selbst in einer postpatriarchalen Kirche braucht, um ganz nach oben zu kommen.

Gastbeitrag Formel E hat nichts mit Nachhaltigkeit zu tun.

Eine Replik. Von Marcel Hänggi

Für E-Mobilität nicht sinnvoll

«Technologiefreunde» wollten künftige Formel-E-Rennen in Zürich verhindern, schrieb Lorenzo Petrò am Dienstag in dieser Zeitung. Das sei «schädlich für die Stadt», und die Kritiker überschätzen, dass «das Formel-E-Spektakel ein Fest nicht nur des Automobils, sondern der elektrischen Mobilität» sei.

Genau darum geht es. Sich an Autorennen zu freuen, soll niemandem verwehrt werden. Dabei aber so zu tun, als hätte die Sache etwas mit sinnvoller Mobilität, gar mit Nachhaltigkeit zu tun: Das ist ärgerlich und falsch.

Gewiss: Die Frage nach der Mobilität der Zukunft ist auch eine technische. Aber es ist in erster Linie die Frage eines sinnvollen Umgangs mit Technik. Wer Rennautos zu Botschaftern einer künftigen Mobilität stilisiert, suggeriert, man könne gesellschaftliche Fragen lösen, indem man nur die richtigen Geräte bereitstellt.

Petrò schreibt, Autos würden «noch sehr lange zum Stadtbild gehören». Aber was sollen Autorennen zur Entwicklung elektrischer Lieferwagen oder autonomer Personenschuttles, die Petrò als Beispiele künftiger Autos nennt, beitragen? Jede Technik hat ihre spezifischen Eigenschaften. Autorennen bauen auf die Stärke des Verbrennungsmotors: auf seine (für die Erfordernisse des täglichen Verkehrs grotesk hohen) PS-Zahlen. Die Stärken der Elektromotoren sind andere, und es wäre ein Schildbürgerstreich, mit dem Verbrennungsmotor entstandene Verkehrssysteme elektrisch nachzubilden zu wollen, so wie die Formel E die Formel 1 nachahmt.

Aber vielleicht gehören die Autos ja gar nicht mehr so lang zum Stadtbild. Das suggerieren jedenfalls die Zukunftsvisionen, die ein Formel-E-Sponsor als ganzseitige Inserate in den Zürcher Zeitungen schaltete. Da sind nur noch einzelne autoähnliche Fahrzeuge im Hintergrund zu sehen. Selbst Autofreunde gefällt das Stadtbild offenbar besser, wenn es nicht von Autos zugemüllt ist - egal, ob benzin- oder elektrisch.

Marcel Hänggi ist freier Umweltjournalist.

Mazedonien Die Lösung des Namensstreits kann die Region beruhigen. Von Enver Robelli

Den Knoten durchtrennt

Winston Churchill lag richtig: «Der Balkan», hat der britische Staatsmann einmal gesagt, «produziert mehr Geschichte, als er verbrauchen kann.» In den bizarren Abgründen der Region lauern immer noch ungelöste Konflikte. Der Namensstreit zwischen Griechenland und Mazedonien steht auf der Skala der Absurditäten ganz oben. Fast drei Jahrzehnte lang hat Athen die Westintegration Mazedoniens blockiert mit dem hanebüchenern Argument, der Begriff Mazedonien sei quasi urheberrechtlich geschützt - und er gehöre seit der antiken Kulturepoche allein den Griechen.

Wenn ein gordischer Knoten nicht gelöst werden kann, dann muss man ihn durchtrennen. Der Feldherr Alexander der Grosse (ein Mazedonier) hat dies erfolgreich vorerzählt. Nach diesem Vorbild handelt der griechische Premier Alexis Tsipras. Der radikale Linke hat sich mit seinem mazedonischen Amtskollegen Zoran Zaev geeinigt: Das Nachbarland soll in Zukunft «Nordmazedonien» heissen. Plötzlich ist eine Lösung zum Greifen nah - vorausgesetzt, die Nationalisten auf beiden Seiten halten still.

Möglich geworden ist diese historische Wende, weil Tsipras in der Namensfrage kein Scharfmacher ist und in Skopje vor einem Jahr das krenltreue und kleptokratische Regime von Nikola Gruevski die Macht verlor, nachdem dieser das Balkanland fast in einen Bürgerkrieg gestürzt hatte. Sein sozialdemokratischer Nachfolger Zaev ist ein Pragmatiker, der «Nordmazedonien» in der Nato verankern will. Die Regierung in Athen warnt ihrerseits, ohne eine Einigung drohe eine Destabilisierung der Region durch «Drittkräfte»: Gemeint ist Russland.